

paternoster

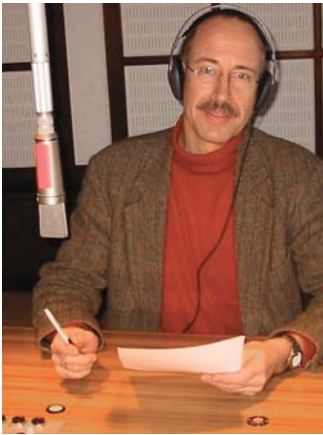
Die Zeitschrift der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

www.emmaus.de

14. Jahrgang Nr. 1, 2010



Wo
Gott wohnt
Eine Spurensuche



Klaus Möllering

20 Jahre lang war Klaus Möllering als Pfarrer in der evangelischen Rundfunkarbeit tätig. Als Beauftragter u.a. für den Deutschlandfunk gab er heraus: „Wo mein Glaube zu Hause ist – Heimatkunde für Himmelsucher“. Jörg Machel schrieb einen der Beiträge zu dieser evangelischen DLF-Sendereihe von 2006, in der sich von zahlreichen Autoren ähnliche „Landeplätze für den Glauben“ finden. Klaus Möllering ist heute Stiftsseelsorger im Wohnstift Augustinum in Kleinmachnow.

Wo die Reise hinget

Wie einladend ist unser Glaube? Das kommt ganz darauf an, wohin er einen einlädt. Jörg Machel hat ein ganzes Bündel an verlockenden Einladungen auf die folgenden Seiten verteilt: Er nimmt uns mit an sehr unterschiedliche Orte, auf den ersten Blick haben sie erst einmal gar nichts miteinander gemeinsam. Ins Naturkundemuseum und ins Olympiastadion geht es, in die Kita und ins Planetarium, in die Gemäldegalerie und auf den Friedhof. Bei manchen ahnt man es, bei anderen verblüfft es dann doch, was sie uns sagen. Denn es sind sprechende Orte – jeder von ihnen bringt für uns etwas zur Sprache an Wahrheiten über den Glauben. Zum einen über den eigenen, christlichen Glauben: Ein Glauben, der im Naturkundemuseum das Staunen lernt über die Vielfalt und Größe der Schöpfung. Und zugleich frei wird von der Angst, die Wissenschaft könne diesem Glauben den Boden unter den Füßen wegziehen.

Zum anderen aber kommen wir so auch Wahrheiten über andere Glaubenswelten auf die Spur – z.B. im Völkerkundemuseum. Da zeigt der weite Blick über den eigenen Glaubenshorizont hinaus die Würde und den Wert anderer Religionen. Ein Schatz an Erfahrungen ist an jedem der besuchten Orte zu entdecken. Wie man zur Ruhe kommen kann, ist Schritt für Schritt auf einem der alten Pilgerpfade des Jakobswegs in Brandenburg genauso zu erfahren wie auf dem großen jüdischen Friedhof in Berlin-Weißensee. Was Ewigkeit ist, bringt einem das Planetarium in Treptow auf seine Weise sehr eindrücklich nahe; nicht weit davon entfernt, auf eine ganz andere und nicht weniger eindrucksvoll Weise das Krematorium dort.

Immer wieder blicken wir an solchen Orten unserer Welt auf den Grund: Auf das, was sie gefährdet, lenkt das Badeschiff in der Spree unseren Blick. Auf das, was sie wirklich hält, kann man im alten Atombunker Erich Honeckers stoßen. Und wie man sich löst aus dem, was einen gefangen hält, zeigt ein Besuch in der früheren Stasizentrale. Dass man an jeder Straßenecke spirituelle Erfahrungen machen kann, lässt sich auf den Straßen Berlins bei einem Jesuiten lernen. Und dass wir unsere Welt als einen Ort des Schreckens genauso sehen können wie einen der Schönheit, lehrt die Versöhnungskapelle im Mauerstreifen an der Bernauer Straße. Die Krankenhauskapelle des Virchow-Krankenhauses wiederum kann ebenso zum Schicksals- wie zum Trost-Ort werden.

Der Glauben braucht solche besonderen Landeplätze, sonst bleibt er leicht im Allgemeinen und Unverbindlichen hängen. Zu solchen Landeplätzen des Glaubens führen uns also die folgenden Seiten. Wir werden eingeladen, besondere Orte mit ihren jeweiligen Gefühlen, Eindrücken, Zeiten und Menschen kennen zu lernen: Immer stehen dahinter Erfahrungen, die dem Glauben eine Richtung geben. Denn diese Erfahrungen sind eigentlich Wegmarken. Sie antworten auf Urfragen des Glaubens: Woher komme ich? Wohin geht die Reise? Und was macht das alles für einen Sinn? Wo wohnt Gott?

Ein Netz von Ortsbestimmungen entsteht so, vom Internetcafé bis zur Flussfähre. Einladende und überraschende Antworten darauf, wohin die Reise geht – die Glaubensreise wie die Lebensreise: Zu Gott.

INHALT

Klaus Möllering2

Editorial3

Jörg Machel • Am Wegesrand

Stadttour
Straßenexerzitien
Zwangsarbeiter
Jakobswege
Oderfähre
Antichristfenster
.....4

Jörg Machel • Lokaltermin

Ort der Schöpfung – Kitagarten
Ort der Buße – Stasizentrale
Ort der Stille – Jüdischer Friedhof
Ort des Gebetes – Virchowkapelle
Ort der Ewigkeit – Planetarium
Ort der Begegnung – Internetcafé
.....9

Mittelseite KinderNoster
Ratespiel am Lauseplatz
.....14

Jörg Machel • Museumstour

Naturkundemuseum
Völkerkundemuseum
Gemäldegalerie
Mauermuseum
Mitsmachmuseum
.....16

Jörg Machel • Bau-denk-mal

Olympiastadion
Kapelle der Versöhnung
Krematorium
Badeschiff
Honeckerbunker
Oberbaumbrücke
.....22

Impressum27

Aktuelle Termine

sind nicht hier abgedruckt, sondern im „Emmaus-Ölberg-Kalender“, der monatlich erscheint. Sie erhalten ihn in der Gemeinde oder über das Internet.



Liebe Leserin und lieber Leser!

Gott wohnt im Himmel! Dieses Bild aus Kindertagen hat sich tief eingebrannt in meine Seele. So tief, dass es selbst dann noch seine Wirkkraft behielt, als mir Gott in meiner Jugendzeit über ein paar Jahre verloren gegangen schien. Damals schien mir vor allem der Himmel leer zu sein, wenn ich an Gott dachte.

Erst als ich neu über die Gottesfrage nachzudenken begann, wurde mir bewusst, dass auf der Erde etwas fehlt, wenn Gott uns abhanden kommt. Wobei ich gar nicht gezielt nach Gott gesucht habe, ich bin nur immer wieder gestolpert und habe mich gefragt, worüber eigentlich? Häufig war da mehr an den Orten und in den Dingen als nur ihre äußere Erscheinung. So habe ich begonnen genauer hinzuschauen, Verbindungen zu knüpfen, Hintergründe zu erfragen. Ich bin auf Spurensuche gegangen. Auf die Suche nach dem Ort, an dem Gott zu finden ist.

Anders als manche erweckte Christen kann ich nicht vollmundig über Gott sprechen. Eigentlich kann ich nur darüber erzählen, wie ich innehalte, staune, nachsinne, ahne, berührt werde. Dabei aber auch immer wieder spüre, dass das die Quellen sind, aus denen sich mein Glaube, meine Hoffnung, meine Liebe speisen. Deshalb steht hinter dem Titel dieser paternoster-Ausgabe auch kein Fragezeichen, sondern ein Gedankenstrich. Wo Gott wohnt – eine Spurensuche. Ich lade Sie ein, aufzubrechen und immer wieder inne zu halten.

Mit guten Wünschen Jörg Machel



Am Wegesrand

Stadttour

Wer durch eine mittelalterliche Stadt spaziert, wird alle paar Minuten auf eine Kirche oder Kapelle stoßen. Viel zu viele Gotteshäuser für die wenigen Bewohner dieser meist niedrigen Häuserzeilen. Und das nicht erst heute, wo das Interesse am Gottesdienst stark gesunken ist, sondern schon damals, als der Kirchengang noch Sitte war.

Doch wer so denkt, also vom Praktischen her, der ist schon auf der falschen Spur. Diese sakralen Orte sollten Zeichen setzen und über den Alltag hinausweisen. Sie sollten auf das Ziel und Zentrum allen menschlichen Treibens verweisen – sie sollten helfen, das Leben zu ordnen.



„Grünfläche“ am Potsdamer Platz

Die Kirchen markierten die entscheidenden Punkte im Bild einer Stadt, aber sie standen auch für die wichtigen Punkte in der Biografie eines Menschen. Mehrmals im Jahr traf sich die Großfamilie in Kirchen und Kapellen: zu Taufen, zur Konfirmation, zu Hochzeiten und Trauergottesdiensten. Der Schlag der Glocke im Kirchturm bestimmte über Jahrhunderte den Takt der Zeit und erinnerte gleichzeitig an die Endlichkeit allen Lebens.

Früher war man sich einig, dass die Städte solche Orte brauchen, um die herum sich das Alltagsleben organisieren kann. Daran muss ich den-

ken, wenn ich über den Potsdamer Platz spaziere. Viele Gebäude gehören schon seit geraumer Zeit zum Stadtbild, in einigen Bereichen wird noch immer gebaut.

Ich streife immer wieder einmal durch diese neue Mitte der Hauptstadt, und immer wieder entdecke ich Neues, einige architektonische Lösungen gefallen mir durchaus. Manches ist so stilsicher zusammengesetzt, dass es einen harmonisch gewachsenen Eindruck macht. Immer wieder bestaune ich die großen Bäumen, die durch aufwendige Logistik alle Bauarbeiten gut überstanden haben und die die neu errichtete Straße schon jetzt recht eingewohnt erscheinen lassen.

Einen Ort aber, der diesem zentra-



Am Kottbusser Tor

len Platz unserer Republik ein inneres Gewicht gibt, den habe ich nicht entdecken können zwischen all den Glitzerfassaden und Einkaufspassagen. Unterhaltung und Commerz findet sich reichlich auf dem Potsdamer Platz. Es gibt Kinos, Banken, Geschäfte, Bars, Firmenadressen und ein Variété. Aber ich habe nichts gefunden, an dem erkennbar wurde, dass es in einem Land, das diesen Platz zu seinem Zentrum erklärt hat, um mehr geht als ums Geldverdienen und auf die Pauke haun! Schade eigentlich.

Straßenexerziten

Wer die Schuhe auszieht, macht sich

kleiner, wird verletzlich und angreifbar. Schon die Bibel erzählt davon: Mose bekommt den Befehl, sich die Schuhe auszuziehen, als er Gott begegnet, in einem brennenden Dornbusch, mitten in der Wüste, auf dem Sinai. Mit diesem Bild, mit dieser Geschichte beginnen die Straßenexerziten, die der Jesuit und Arbeiterpriester Christian Herwartz an verschiedenen Orten der Bundesrepublik anbietet. Exerziten sind Übungen, die Glaubenserfahrungen vermitteln wollen. Gewöhnlich geschieht das im Kloster. Christian, er lebt in einer Wohngemeinschaft hier in Kreuzberg, hat die Straße als guten Ort für geistliche Erfahrungen entdeckt.

Er bittet die Menschen, sich die

Schuhe auszuziehen, sich klein zu machen, verletzlich und angreifbar, weil man aus dieser Position heraus leichter erkennen kann, wo Gott zu finden ist. Bahnhöfe haben sich bewährt, auch Asylantenheime und Fixerstuben, Krankenhäuser und Hospize. Diese Exerziten finden wie gesagt auf der Straße statt. Es ist nicht der stille Ort der Einkehr, der die meisten Teilnehmerinnen und Teilnehmer lockt – meist ist es ein vergessener Ort der eigenen Geschichte, der seinen geistlichen Gehalt offenbaren wird. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer erzählen, dass es oft eine ganze Weile dauert, bis sie diesen Ort

finden. Meist irren sie erst ein paar Tage recht ziellos durch die Stadt und wissen gar nicht recht, wo sie sich denn nun niederlassen sollen. Doch dann ist da ein Bettler oder eine Frau mit Kinderwagen, ein alter Mensch, der etwas hilflos am Straßenrand steht, oder ein Polizist, der eine Kindergruppe über den Fahrdamm geleitet, und plötzlich weitet sich der Blick, man erinnert sich an eine Situation von früher oder entdeckt eine verdrängte Angst vor der Zukunft und man verweilt: Spricht mit Menschen, oder beobachtet nur, macht sich Notizen oder skizziert ein paar Eindrücke auf einem Malblock. Am Abend trifft sich die Gruppe. Man isst zusammen, man betet und spricht über seine Erlebnisse. Der geistliche Gehalt eines solchen Tages offenbart sich meist ganz unspektakulär, manchmal in einem Nebensatz, oft so, dass es die Erzählenden selbst zunächst gar nicht merken.

Mich hat dieses Experiment ange-regt, und ich habe ein paar Stunden am Kottbusser Tor verbracht. Das ist eine U-Bahnstation in Berlin-Kreuzberg, gar nicht weit von unserer Wohnung entfernt. Schon lange hat mich der Spritzenautomat interessiert, der dort montiert wurde.

Junge Leute haben ihn mir gezeigt, als ich sie fragte, woher sie saubere Spritzen für ihre Drogen bekommen. Ich war erstaunt, dass dieser Automat nur zum Teil von den Leu-

ten angesteuert wurde, die leicht als Junkies zu erkennen waren und den Bahnhofsvorplatz zu jeder Tages- und Nachtzeit bevölkern – immer wieder hielten Autos an und Menschen aller Altersgruppen und jeder Einkommensklasse kamen, um sich zu bedienen. Ich fragte mich, ob die wirklich drogenabhängig waren. Die mir vertraute Grenzziehung stimmte jedenfalls nicht mehr. Nichts ungewöhnliches für Exerziten.

Es gab aber auch Zeiten, da tat sich nichts vor dem Automaten. Ich sah zu Kaisers hinüber. Leute machten ihre Besorgungen. Manche wühlten nach dem Einkauf aufgeregt in allen Taschen, um schnell das Feuerzeug zu finden für die ersehnte Zigarette, andere öffneten die Bierdose, kaum dass sie bezahlt hatten. Ich sah die Hektik, mit der sich für viele das Leben vollzog, sie hetzten durch den Tag, als wären sie auf der Flucht. Ich wurde an meine eigenen Süchte erinnert, spürte, was mich in Unruhe versetzt und mir das Zentrum raubt. Ich versuchte mir darüber klar zu werden, wie ich in diesem Treiben zu mir selber finden kann – und zu Gott. Im übertragenen Sinne hatte ich mir für ein paar Stunden die Schuhe ausgezogen, habe gesehen, dass auch dieser Ort heiliger Boden ist, ein Ort, an dem Gott von seiner Geschichte mit uns Menschen sprechen will.

Zwangsarbeiter

Die Friedhöfe an der Herrmannstraße in Berlin-Neukölln sind Oasen für den gestressten Großstädter. Wer sie betritt, lässt den Verkehrslärm dieser vielbefahrenen Straße sehr schnell hinter sich. Trennen erst einmal Büsche und Sträucher den Spaziergänger vom Fahrdamm, dann hört man die Vögel zwitschern und die großen Bäume rauschen.

Für die Kirchengemeinden sind diese Friedhöfe allerdings nicht nur Orte der Ruhe, sondern auch Orte der Erinnerung an eine lange verdrängte Schuld. Erst zur Jahrtausendwende haben Berliner Kirchengemeinden damit begonnen, sich daran zu erinnern, dass auch auf ihren Friedhöfen Zwangsarbeiter geschuftet haben. In der Emmausgemeinde, in der ich als Pfarrer arbeite, haben wir für diese Vorgänge keine Zeitzeugen mehr finden können. Aber den kirchlichen Archiven konnten wir entnehmen, dass in der Zeit des Krieges Zwangsarbeiter aus Osteuropa nach Berlin verschleppt wurden. Sie mussten die Arbeiter ersetzen, die als Soldaten in den Krieg geschickt worden waren. Oft waren es halbe Kinder, die unter katastrophalen Bedingungen harte Knochenarbeit verrichten mussten, ohne ausreichende Ernährung. Bei geringsten Verstößen wurden sie schwer bestraft oder kamen sogar in ein Konzentrationslager.

Nach langen Jahren der Verdrän-



Gedenkstein auf dem Kirchhof der Jerusalems- und Neuen Kirchengemeinde an der Herrmannstraße 84-90



Gedenktafel am Eingang des Friedhofs der Jerusalems- und Neuen Kirchengemeinde



Die alte Pilgerroute nach Santiago de Compostela führt entlang der Oder

gung gab es über fünfzig Jahre nach Kriegsende wunderbare Begegnungen mit einigen Überlebenden oder deren Hinterbliebenen. Der Brief der Witwe eines Zwangsarbeiters hat mich besonders beeindruckt. Sie schrieb an die Berliner Kirche: „Mein Herz ist leichter geworden, weil es auf dieser Erde gutherzige Menschen mit frommen Wünschen gibt, die bereit sind und versuchen, die Schuld abzubüßen und die von anderen begangenen Fehler wieder gutzumachen. Mir ist es wichtig, dass irgendwo in einem fernen Land, wo er so viel Kummer und Entbehrung durchgestanden hat, an ihn erinnert wird.“

Zum Gedenken an all diese Menschen und an das Versagen von uns Christen haben wir auf dem Kirchhof der Jerusalems- und Neuen Kirchengemeinde einen Stein aufgestellt, in den die Namen aller Gemeinden eingraviert sind, die von diesem Sklavengeschäft profitiert haben. Und jede dieser Gemeinden hat eine Steintafel aus diesem Granitblock ausgeschnitten bekommen, um ihn in ihrer Kirche aufzubewahren: als Erinnerung und als Mahnung.

Ein Ausstellungspavillon ist auf dem Friedhof der St.-Thomas-Kirchengemeinde entstanden. Am 24. April 2010 wurde er eingeweiht. Der Ausstellungsraum erweitert die Gedenkstätte für kirchliche Zwangsarbeiter an der Neuköllner Hermannstraße um ein Informations- und Bildungszentrum. Er beherbergt die Ausstellung „Zwangsarbeiter des Kirchlichen Friedhofslagers Berlin 1942–1945“ und zusätzliche Medien, darunter Filme, Tonbandinterviews, Zeitungsartikel. Der Pavillon ist bis Ende Oktober 2010 Mi und Sa von 14-18 Uhr geöffnet.

St.-Thomas-Friedhof, Hermannstraße 179–185, Berlin-Neukölln. Weitere Infos: www.ev-kirchenkreis-neukoelln.de/1036068

Jakobswege

Früher einmal dachte ich, der Jakobsweg, das seien die wildromantischen Pfade in den Pyrenäen, etwa jene Strecke, die Harpe Kerkeling gewandert ist und die er in seinem Pilgerbuch beschreibt.

Bei meiner ersten Frankreichreise aber bin ich immer wieder auf Wegweiser mit der Jakobsmuschel gestoßen und habe gelernt, dass der Jakobsweg nicht in Pamplona beginnt, sondern recht gut ab Le Puy, Avignon und Paris ausgemalt ist. Doch auch das war weniger als die halbe Wahrheit, so habe ich später begriffen. Der Jakobsweg beginnt immer vor der eigenen Haustür. Da schaut man auf die Karte und sucht sich seinen Weg in Richtung Süden, Osten oder Westen – je nachdem, von wo man aufbricht. Und wenn man ein Stück gewandert ist, dann kreuzen sich Wege und es kann passieren, dass man auf einen anderen Pilger trifft, der ebenfalls die Jakobsmuschel am Rucksack trägt. Das ist dann das untrügliche Zeichen, dass man zum gleichen Ziel hin unterwegs ist.

In den letzten Jahren haben Kulturwissenschaftler an der Europauniversität Viadrina in Frankfurt an der Oder die alten Pilgerwege durch Brandenburg rekonstruiert und in Erinnerung gebracht. Und so aufmerksam geworden, entdeckte ich meine Heimat neu. Der Nachbarort meiner Kindheit heißt Pilgram und erst jetzt fällt mir auf, dass dies eine Ableitung des lateinischen Pilgrim sein könnte. Und wenn man weiß, dass der nächste Ort Jacobsdorf heißt, dann scheint dies wie ein Wegweiser. Doch wenn solche Ableitungen nicht überzeugen, der sollte sich die Frankfurter Sankt Marienkirche einmal genauer an-

schauen: über dem Nordportal ist der Apostel Jakobus als Relief dargestellt mit einem Wanderstab und ganz unverkennbar trägt er die Jakobsmuschel vor der Brust und auf dem breitkrepfigen Hut. Ja, die Pilgerroute nach Santiago de Compostela beginnt nicht in Frankreich, sie durchquert Brandenburg und kommt bis aus dem Baltikum.

Der breite Pilgerstrom in den Pyrenäen mag viele abschrecken, sich da einzureihen. Aber es ist ganz bestimmt auch reizvoll, sich auf den hiesigen Routen auf einen inneren Pilgerweg zu machen. Entscheidend ist, dabei zur Ruhe zu kommen, um sich selbst entdecken zu können. Dazu bietet die Brandenburger Landschaft eine wunderbare Kulisse.

Oderfähre

Die Oderfähre von Güstebieser Loose hinüber nach Gozdowice gehört zu den ganz besonderen Angeboten im Grenzverkehr zwischen Deutschland und Polen. Dieses Jahr will ich es endlich schaffen, eine Radtour an der Oder mit dieser Überfahrt zu krönen.

Viele Fähren gibt es ja nicht mehr in Deutschland. Fast überall existieren mittlerweile Brücken. Für den Komfort mag das auch gut sein, aber es geht damit auch etwas verloren. Denn anders als eine Brücke zwingt uns die Fähre zum Innehalten.

Meine eindrucksvollsten Erfahrungen mit Fähren habe ich in Bangladesch gemacht. Bangladesch liegt im Deltagebiet von Ganges und Brahmaputra und wird von ungezählten Flussarmen durchzogen. Und da sich deren Verlauf mit jeder Regenzeit ein wenig verschiebt, wäre es aussichtslos, immer neue Brücken zu errichten. Die Fährleute verschieben ihre



Fährschiff

Route einfach mit den wechselnden Verhältnissen.

Wer in Bangladesh reisen will, muss Zeit mitbringen. Es geht immer nur langsam voran. Und auf den Fähren kommt man ins Gespräch. Man erfährt etwas über Land und Leute. Man kann sich von chaotischen Straßenverhältnissen erholen und ein wenig durchatmen.

Die spirituelle Dimension, für die eine Fährfahrt über den Fluss steht, drückt sich in einer Geschichte aus, die ich von dort mitgebracht habe: Ein Reisender möchte übersetzen auf die andere Seite des Flusses. Er fragt den Fährmann, wie die Leute da drüben denn seien und ob es sich lohne, die Seite zu wechseln. Da fragt der Fährmann zurück, wie die Menschen in der Heimat des Reisenden seien und der antwortet: „Neugierig auf alles Unbekannte, gastfrei, offen für neue Begegnungen.“ Darauf der Fährmann: „Steig ein, ich will dich hinüberfahren.“ Dort nun steht ein anderer Reisender und auch er will wissen, ob die Überfahrt lohnt. Ihm stellt der Fährmann die gleiche Frage. Der aber antwortet, dass man bei ihm Zuhause skeptisch sei gegenüber allem Fremden, eher misstrauisch und ablehnend gegen die Besucher. Darauf antwortet der Fährmann: „Ich rate dir, bleibe in deiner Heimat, dort drü-



Antichristfenster in der Sankt Marienkirche, Frankfurt/Oder

ben wirst du auf die gleichen Leute treffen wie bei dir daheim.“

Seit Juni 2007 ist der Fährverkehr zwischen Deutschland und Polen wieder eröffnet. Ich freue mich auf die Tour und bin zuversichtlich, auf der anderen Uferseite gut empfangen zu werden.

Antichristfenster

Die mittelalterlichen Glasfenster der Sankt Marienkirche in Frankfurt an der Oder sind berühmt. In den letzten Jahren sind sie in mehreren Lieferungen aus dem russischen Exil zurück gebracht worden, und nun kön-

nen die frisch restaurierten Fenster neu bewundert werden. Sie sind nicht nur wegen ihrer künstlerischen Schönheit etwas ganz Besonderes. Einmalig sind auch manche der dargestellten Motive: Neben den klassischen Themen aus dem Alten und dem Neuen Testament gibt es eine Bildgruppe, die als Antichrist-Zyklus bezeichnet wird und sich so nur dort finden lässt.

Dieser Antichrist-Zyklus ist eine Folge von Bildergeschichten, die uns einen strahlend schönen Jesus zeigen, der Wunder wirkt und so die Massen für sich gewinnt. Als Mentor hinter seinen Taten steht aber nicht ein Engel Gottes, sondern der Teufel. Dieser Jesus heilt Kranke, hilft den Armen, er predigt mitreißend, aber er handelt immer in gegenteiliger Absicht. Der Antichrist will die Menschen nicht zu Gott führen, sondern setzt alles daran, sie ihm zu entfremden. Er eröffnet ihnen nicht die Freiheit des Gottvertrauens, sondern betreibt ihre Versklavung unter das Regiment des Teufels.

Der Unterschied zu Christus ist nur schwer zu erkennen. In einer Szene allerdings entlarvt sich der Teufel durch ein kleines Detail. Dort nämlich, wo Jesus den Menschen Brot zu essen gibt, um sie zu sättigen, verteilt der Antichrist Goldtaler. Natürlich kann man sich auch damit Essen kaufen, doch der Künstler weiß sehr wohl, dass Geld nicht eigentlich satt macht. Geld macht gierig.

Es gibt noch ein anderes Detail, das den Antichrist auf den Glasfenstern vom wahren Jesus unterscheidet. Er trägt ein kleines T in seinem Heiligenschein – aber das ist nicht auf Anhieb zu erkennen. Die Unterscheidung soll schwierig bleiben für den Betrachter.

„An ihren Taten sollt ihr sie erkennen!“ rät die Bibel und das dient ganz sicher der Orientierung. Aber der Zusatz, der sich aus der mittelalterlichen Lehrstunde in der Sankt Marienkirche zu Frankfurt an der Oder ergibt, müsste wohl heißen: „An ihren Taten sollt ihr sie erkennen, doch achtet auch auf die Motive, die sie leiten.“

Lokaltermin



Ort der Schöpfung

Kita-Garten

Vor ein paar Jahren hieß das Gelände hinter der Kindertagesstätte noch Bolzplatz. Mit diesem Nutzungshinweis kaschierten wir, dass es sich um eine asphaltierte Brache handelte. Zum Bolzplatz gehörte eine kleine



Apotheke mit Schere und Pflaster, denn jeden Tag gab es mindestens ein Knie zu verarzten. Die Kinder liebten diesen Platz, denn dort konnten sie sich austoben.

So gab es durchaus Widerstände, als die Idee aufkam, das Gelände hinter der Kita in einen „Garten Eden“ zu verwandeln. Ein kleines Paradies sollte es werden, in dem die Kinder Wasser, Feuer, Luft und Wind erleben können. Der Widerstand brach allerdings zusammen, als klar war: In einer Kindertagesstätte braucht so ein „Garten Eden“ natürlich auch einen Bolzplatz. Nur nicht ganz so groß und vor allem nicht in einem so desolaten Zustand wie bisher. Kinder, Erzieherinnen und Eltern machten sich mit einem Gartenarchitekten daran, einen Ort lebendiger Schöpfung zu planen. Sie entwickelten viel Fantasie, als es darum ging, aufzuzählen, was da alles hineingehört: Pflanzen natürlich. Pflanzen, die man essen kann, aber auch welche, die einfach nur schön sind. Viele Ideen wurden diskutiert, einige wurden umgesetzt, andere verworfen. Binnen zwei, drei Generationen von Kitakindern aber

entstand tatsächlich ein Garten, der für mich ein Loblied auf Gottes Schöpfung ist. Ein Weidenrutenhaus ist entstanden, das vor Sonne, Wind und Regen schützt. Ein Brunnen wurde gebohrt und ein kleiner Wasserlauf angelegt. Es gibt eine offene Feuerstelle und einen Lehmbackofen. Es wachsen Gräser in diesem Garten, mit denen man flechten kann, und die Kastanie liefert Bastelmaterial für die kalten Tage im Winter, wenn sich die Kinder doch lieber in die warmen Gruppenräume zurückziehen.

Das Jahr hat eine spürbare Struktur bekommen mit diesem Garten, so erzählen die Erzieherinnen. Hier gehen die Kinder mit der Natur auf Tuchfühlung, mitten in der Stadt. Sie beobachten die Pflanzen und finden in diesem Biotop kleine Tiere. Die Kinder spielen anders, seit es diesen Kita-Garten gibt. Es entwickeln sich Gesprächsthemen, die der Garten vorgibt: Wann beginnt die Blütezeit von diesem Strauch dort, welche Früchte werden als Nächstes reif, wie verhalten wir uns, wenn plötzlich ein Wespenschwarm auf dem Gelände nistet? Vor ein paar Jahren noch wollten fast alle Jungs Fußballstars werden. Diese Zahl hat sich reduziert, dafür steht der Berufswunsch des Gärtners hoch im Kurs.

Ort der Buße

Stasizentrale

Fast zwanzig Jahre nach der Wende wagt er sich das erste Mal auf das Gelände an der Normannenstraße in Berlin. Wie eine Trutzburg umschließen die schmucklosen Gebäude der ehemaligen Stasizentrale den grauen Innenhof. Die Tore sind offen. Es herrscht ein reges Kommen und Gehen. Nach Jahren ertappt er sich dabei, auf Indizien zu achten, wer da jetzt ein und aus geht. Aber die Präsent-20-Anzüge gibt es nicht mehr und die grellen Farbkombinationen von Hemd und Krawatte, die doch so typisch waren für die vielen kleinen Stasispitzel, sind ihm schon seit Jahren nicht mehr begegnet. Doch was heißt das schon: Stasispitzel?

Deshalb ist er ja hier. Für ihn ist es ein Bußgang und dieser Ort ist für ihn das Symbol seiner tiefsten Niederlage. Er will noch einmal und nun hoffentlich endgültig seine Stasivergangenheit hinter sich lassen. Die liegt ihm auf der Seele – zentnerschwer. Kaum jemand kann das verstehen, und er selbst würde es gern auch locker nehmen, so wie alle es ihm anraten, aber es gelingt ihm nicht. Mitte der achtziger Jahre ist er zu einem Stasimann geworden. Für eine Nacht jedenfalls. Er hat eine Verpflichtungserklärung unterschrieben, sich auf den Decknamen „IM Erich“ taufen lassen und hat sich bereiterklärt, besondere Vorkommnisse aus dem Betrieb zu melden. Schon im Gespräch hat er deutlich gemacht, dass er nicht spitzeln wolle. Das sei auch gar nicht nötig, hatte ihm sein Werber versichert. Trotzdem, in der Nacht nach der Unterschrift wurde ihm klar, dass er einen Fehler gemacht hatte. Er wollte keinem Geheimdienst dienen. Und gleich am Morgen nahm er Kontakt zu seinem Führungsoffizier auf und bat ihn, den Vorgang zu vernichten.



Das ging zwar nicht in diesem Bürokratenstaat, aber die Zusammenarbeit mit der Stasi war damit tatsächlich beendet, bevor sie wirklich begonnen hatte. Aus dem Register der verlässlichen Zuträger hatte man ihn wohl gelöscht. Trotzdem fühlte er sich seither wie beschmutzt. Nicht seinen mutigen Rückzug rechnete er sich an, son-

dern sein Versagen. Vor der Kommission zur Aufarbeitung der Stasivergangenheit war er einer der ganz wenigen, der schuldbewusst vom eigenen Versagen sprach. Er war viel unachsichtiger mit sich als alle, die über ihn zu urteilen hatten. Wie konnten die Leute in diesen Büros nur solche Macht über ihn, über ein ganzes Volk gewinnen? Alles wirkt so banal, jetzt wo er es von innen anschauen kann. Wie gern würde er mit denen tauschen, die herkommen, um ihre Opferakten anzusehen. Ob wohl jemand begreift, dass diese kleine Karteikarte über ihn mit dem Vermerk „IM Erich“ nicht nur den Namen eines Spitzels, sondern auch das Schicksal eines Opfers enthält?

Ort der Stille

Jüdischer Friedhof

Wenn ich in Berlin einen Ort der Stille aufsuchen möchte, dann fahre ich nach Berlin-Weißensee und gehe über den Jüdischen Friedhof. Am liebsten bin ich allein dort. Die Morgen- und die Abendstunden sind besonders schön, finde ich. Entdeckt habe ich diesen Ort eher zufällig Anfang der siebziger Jahre. Eine Freundin hatte in der Nähe eine Wohnung bekommen und so bin ich völlig unerwartet mitten in Ost-Berlin auf diesen besonderen Ort gestoßen. Schon der Eintritt war ungewöhnlich. Ich bekam an der Pforte eine Kippa ausgehändigt und wurde gebeten, diese Kopfbedeckung während meines

Friedhofsbesuches zu tragen. Damals war das Gelände völlig verwildert und erschien noch größer als es ohnehin ist. Die über hunderttausend Grabstellen auf fast 40 Hektar Fläche waren für mich gar nicht zu übersehen bei diesem ersten Besuch. Ich hatte den Eindruck, es ginge in



Grabmäler auf dem Jüdischen Friedhof

alle Richtungen unendlich weiter, ohne je auf eine Begrenzung zu stoßen. Erst auf dem Jüdischen Friedhof wurde mir bewusst, wie reich das jüdische Leben in Berlin einmal gewesen sein muss. Im Ostberlin meiner Jugend war das anders. Gelegentlich besuchte ich die jüdische Gemeinde in der Rykestraße. Nur zu den großen jüdischen Festen kamen die nötigen 10 Männer zusammen, die für einen richtigen Synagogen-Gottesdienst vorgeschrieben sind. Und nun hier, auf

dem Friedhof: Die unüberschaubare Zahl der Toten. Sie ist Ausdruck der Bedeutung jüdischen Lebens in Berlin. Aufwändige Grabanlagen zeugen noch heute vom wirtschaftlichen Erfolg einzelner Familien. Die Titel und Funktionen auf den Grabsteinen belegen die Bedeutung dieser Menschen in Kultur und Wissenschaft. Ich komme an einem Grabstein vorbei, auf dem die Anzahl der Toten dieser Familie vermerkt ist, die in deutschen Konzentrationslagern umgebracht wurden. Ich lege einen Kiesel auf das Grab, zum Zeichen meiner Anteilnahme, so wie es die Juden für ihre Angehörigen tun. Bei jedem Besuch entdecke ich Neues. Immer wieder stoße ich auf Gräber berühmter Persönlichkeiten, von denen ich nicht wusste, dass sie zur jüdischen Gemeinde gehörten. Neulich war eine Grabstelle liebevoll hergerichtet, die in einem abgelegenen Teil des Friedhofs liegt. Darauf ein Gebinde mit der Aufschrift: Von deiner Urenkelin aus New York. Weite Teile dieses Friedhofs wirken heute sehr gepflegt. Einige Grabanlagen sind restauriert, andere wurden für spätere Baumaßnahmen gesichert. Es gibt auch frische Grabstellen auf dem Gelände, die davon zeugen: Es gibt wieder jüdisches Leben in Berlin!

Ort des Gebets

Virchowkapelle

Auf dem Weg zu den Stationen des Virchow-Krankenhauses in Berlin-Wedding kommt man immer an der Krankenhauskapelle vorbei. Oft gehe ich bei meinen Besuchen im Virchow hinein in die Kapelle und zünde eine Kerze an, bevor ich einen Krankenbesuch mache. Das tut mir gut und schafft Abstand zwischen der letzten Sitzung und dem Gespräch mit einem Kranken. Meist trifft man auf andere Leute in dieser Kapelle und manchmal komme ich ins Gespräch mit dem einen oder der anderen. Es gibt viele Gründe, sich hierher zurückzuziehen, habe ich festgestellt. Es ist ja ein schicksalsschwerer Ort, so ein Krankenhaus. Ins Virchow werden

Jüdischer Friedhof in Berlin-Weißensee



viele schwere Fälle überwiesen, Menschen mit Krankheiten, die in kleineren Krankenhäusern nicht behandelt werden können. Manche kommen in die Kapelle, wenn sie ins Krankenhaus eintreten, andere, wenn sie es verlassen. Manche wollen sich vor der Diagnose sammeln, andere verarbeiten hier die böse Nachricht ihres Arztes. Hier fließen Tränen der Trauer und Tränen der Freude, aber auch Tränen, für die es keinen Namen gibt, die einfach nur deshalb fließen, weil das Maß voll ist und weil keine Worte da sind, um sich auszudrücken.

Einen Mann traf ich dort, der war monatelang täglich zu seiner Frau ins Krankenhaus gekommen, und nun war sie gestorben und alles war nun leer für ihn. Die erste Woche saß er einfach nur in seiner Wohnung und wartete, dass der Tag vorüberging. Jetzt kommt er jeden Tag in die Kapelle und versucht das Gespräch mit seiner Frau zu Ende zu bringen, wie er sagt. Immer wird er das sicher nicht machen, aber wenigstens bis zur Urnenbeisetzung in ein paar Wochen wird er kommen und sitzen und in die brennenden Kerzen schauen, so erzählt er mir.

Eine Frau bekommt mit, dass ich

erkläre ihr, wie ich zu Gott rede. Welche Bitten ich mir erlaube und welche nicht. Ich erzähle, was mir geholfen hat und womit ich gescheitert bin. Am Ende ist sie dann doch ganz zufrieden mit meiner Antwort und fühlt sich mit ihren eigenen Versuchen nicht mehr ganz so kläglich.

Berührt bin ich von dem Büchlein auf dem Altar. Besonders bewegen mich die Einträge, in denen Menschen über das Scheitern schreiben, wo nicht der Dank für Genesung steht, sondern Dank für das Getragensein in der Krankheit und manchmal sogar in der Trauer um einen Angehörigen.

Es ist gut, dass es einen solchen Ort gibt, ganz zentral am Hauptweg gelegen; und dass diese Kapelle für alle offen ist, auch für die religiös ganz Unbegabten.

Ort der Ewigkeit *Planetarium*

In meiner Grundschulzeit war ich zum ersten Mal in der Archenhold-Sternwarte in Berlin-Treptow, direkt neben dem sowjetischen Ehrenmahl gelegen. Noch immer kann ich mich an den Zauber erinnern, den ich empfand, als wir im Planetarium der Sternwarte Platz nahmen. Draußen

wenn die Nacht dunkel und der Himmel klar ist. Und ich freue mich jedes Mal, wenn ich die vertraute Ordnung am Himmelszelt vorfinde. Als ich für ein Jahr in Indien lebte, bildeten die Sterne eine Brücke zur Heimat. Beindruckt hat mich die Sternwarte im indischen Jaipur, die das jahrhundertalte Wissen über den Lauf der Sterne repräsentiert. Und in Erinnerung ist mir eine Reise nach Bali, südlich des Äquators. Der Sternenhimmel sieht dort anders aus. Ein paar unbekannte Sternbilder konnte ich entdecken, vertraute Konstellationen suchte ich vergeblich. Doch auch hier hatte alles am Himmelszelt seinen Platz.

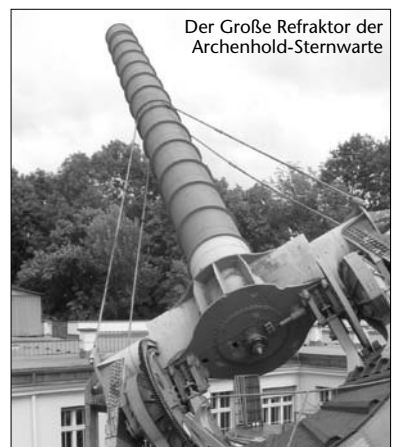
Was hat sich nicht alles verändert, seit meinem Schulbesuch in der Archenhold-Sternwarte in Berlin-Treptow. Der fast blinde Fortschrittsglaube der sechziger Jahre ist großer Skepsis gewichen, politische Bündnisse sind zerfallen, neue haben sich gebildet. Die Lehrer von damals sind alt oder schon verstorben. Die Technik der Sternwarte ist raffinierter geworden, aber das Staunen der Kinder, die dort ihre ersten Unterweisungen in Astronomie bekommen, hat sich wohl nur wenig verändert.

Neu ist die Möglichkeit, dort zu heiraten. Direkt unter dem Sternen-



Pfarrer bin, und sie will wissen, wie Gebete wirken. Sie selbst sei religiös völlig unbegabt, erklärt sie mir. Ganz genau will sie es wissen und ist enttäuscht, dass ich so zurückhaltend reagiere. Eine Gebrauchsanleitung habe ich tatsächlich nicht parat, aber ich

ein heller Sonnentag – drinnen tiefe Nacht und über uns ein Meer von Sternen. Ein Hauch von Ewigkeit schien uns zu streifen. Ein paar Sternbilder, die uns damals gezeigt wurden, sind mir von diesem Tag in Erinnerung geblieben. Ich suche sie,



zelt. Quasi im Angesicht der Ewigkeit. Paare sehen ein Symbol darin: Sie wollen, dass ihre Liebe davon profitiert. Spricht man mit den Fachleuten dort, so erfährt man, wie trügerisch unsere Empfindung von der Unveränderlichkeit des Sternenzeltes ist.

Unsere Lebenszeit ist einfach nur zu kurz, so dass wir dieser Täuschung aufsitzen.

Trotzdem bleibt das Planetarium in der Archenhold-Sternwarte für mich immer auch ein Ort, an dem ich einen Ahnung von der Ewigkeit bekomme, selbst wenn ich weiß: Die wirkliche Ewigkeit ist ein Privileg Gottes, alles andere ist vergänglich, selbst die Sterne.

Ort der Begegnung Internetcafé

Die erste Wohnung verlor Jupp, da war er noch ein Kleinkind. Er saß bei seiner Mutter im Luftschutzbunker, als ihr Haus bei einem Fliegerangriff in Flammen aufging. Jupp erinnert sich an viele weitere Orte, wenn er zurückdenkt. Mit den Eltern wohnte er zunächst bei Verwandten, später in Notunterkünften, in Werkswohnungen – nie besonders lange. Heimisch geworden ist er nirgendwo.

Er war noch keine achtzehn, als er auf einem Schiff anheuerte, als Schiffsjunge wollte er in die Welt hinaus. Und er hat sie gesehen – die Welt. Mit jedem Hafen verbindet er eine Geschichte. Menschen aus vielen Ländern hat er kennengelernt, auf ungezählten Schiffen ist er unterwegs gewesen. Jupp kennt Lebensgeschichten, die man nur erfährt, wenn man dazu gehört, wenn man das Schicksal derer teilt, die ohne wirklichen Heimathafen durch die Welt ziehen.

Kirchenmitglied ist Jupp nicht. Im Krieg haben sie vergessen, ihn taufen zu lassen und später wusste er nicht recht, für welche Kirche er sich hätte entscheiden sollen. Aber von Gott versteht er etwas, so erzählt er gern. Alle Seeleute verstehen etwas von Gott, behauptet er. Wer sein halbes Leben allein mit dem Wasser und dem Himmel gelebt hat, wäre wahn-sinnig geworden, wenn er nicht darauf vertraut hätte, dass Gott neben ihm steht. Seine Kirche, das waren die Seemannsmissionen an den verschiedenen Orten der Welt. Die Konfession dieser Häuser interessierte ihn

wenig. Er liebte diese Orte, wenn sie offen geführt wurden und wenn sie ihm Raum ließen, zu sich zu kommen.

Da gab es Zeitungen, da konnte man sich mit Büchern versorgen, konnte sich an Leib und Seele regenerieren. Beeindruckende Pastoren hat er dort kennen gelernt, Menschen mit offenem Herzen und weitem Blick. Manche Traurigkeit, manche Seelenlast hat er dort abgeladen, bevor es wieder auf große Fahrt ging hinaus in die unendliche Weite des Meeres.

An eines hat Jupp nie gedacht: an Übermorgen. Er war als Heimatloser aufgewachsen und nie ist er sesshaft geworden. Heimat war ihm immer

geworden für den mörderischen Lohnkampf auf den Weltmeeren. Die neuen Schiffe sind Hightech-Maschinen, mit denen er nichts anfangen kann. Nur noch Computer und Elektronik an Bord, kaum noch Arbeit für einen Schlosser wie ihn.

Jetzt muss Jupp lernen, an Land zurecht zu kommen. Das fällt ihm nicht leicht. Er hat nur eine kleine Rente, denn nur wenige Reeder haben für ihn eingezahlt. Wohnungen und Städte hat er oft gewechselt, seit er festen Boden unter den Füßen hat. Oft wohnt er bei Bekannten und hält den Seesack gepackt, um jederzeit aufbrechen zu können, wohin auch immer.

Und doch – seit ein paar Monaten

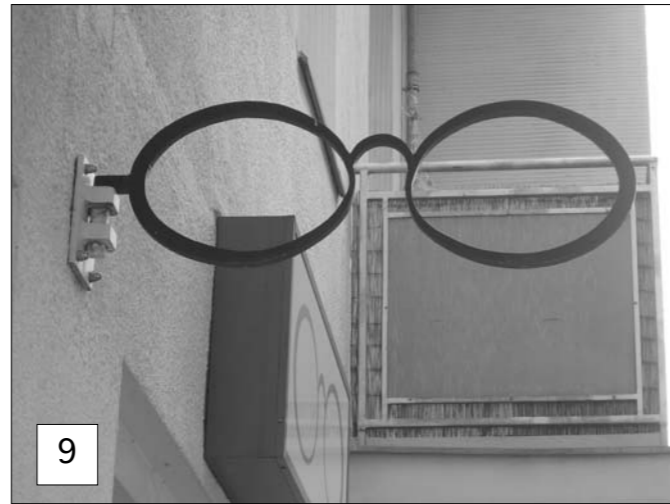


nur das Schiff, auf dem er gerade angeheuert hatte, und Familie war ihm immer nur die Mannschaft, mit der er gerade auf großer Fahrt war. Schön war es, in dem einen oder anderen Hafen alte Bekanntschaften aufzufrischen. Nach alten Freunden zu fragen, Nachrichten mitzugeben und Grüße auszutauschen. Sich zu schreiben und regelmäßig Kontakt zu halten, das war schwierig. Das Leben war so unstet und nie wußte man, wo man wohl in einem Jahr sein würde. Da waren es dann wieder die Seemannsmissionen, über die man Kontakt hielt und voneinander erfuhr.

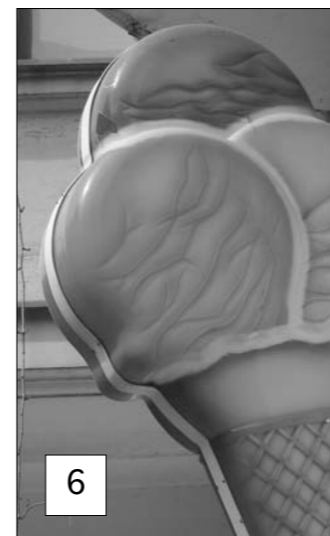
Jetzt hat Jupp für immer abgeheuert. Man braucht Leute wie ihn nicht mehr. Seine Arbeitskraft ist zu teuer

hat er zum ersten Mal eine wirklich feste Adresse. Die hat er sich bei uns, also in unserer Berliner Kirchengemeinde, im Internetcafé eingerichtet. Und wo immer er ist, kann er sie abrufen. So pflegt er Stück für Stück alte Kontakte, zu Freunden in aller Welt: zu den Seemannsmissionen in Afrika, Asien und Amerika; sogar einige seiner alten Schiffe kann er so erreichen und fährt so wieder mit auf hoher See.

Und da unten in der Krypta unserer Kirche, wo die Computer stehen, da wird sein Herz dann ganz weit, wenn er an das Meer denkt und an den Himmel und an Gott, der ihn bis heute nicht allein gelassen hat.



Mein Ort am Lausitzer Platz Ratespiel für Kinder



1			¹	L				
2		B					²	
3	K				T			³
4	W							⁴
5		O		⁵		Z		
6				D			⁶	E
7						B		
8		O		⁸	T			
9		R	⁹					L
10		A	¹⁰					
11	R						¹¹	

Lösungswort

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----	----

Wer das Lösungswort entschlüsselt, kann sich im Weltladen der Emmaus-Kirche Waren im Wert von 1,- Euro aussuchen. Teilnehmen können alle, die noch zur Schule gehen. Das Rätsel muß bis zu den Sommerferien eingelöst werden.

Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Museumstour





Naturkundemuseum

Ich war etwa elf oder zwölf Jahre alt, als mein Vater mich das erste Mal nach Berlin in das Museum für Naturkunde mitnahm. Er war damals Fernstudent an der Humboldt-Universität und hatte im Nachbargebäude eine Vorlesung zu besuchen.

Ganz allein durfte ich durch die ausgedehnte Museumsanlage streifen. Das war ein wunderbares Abenteuer. Wie erstarrt habe ich vor dem Skelett des riesigen Dinosauriers in der Eingangshalle gestanden. Ich war überwältigt von diesem ungeheuerlichen Zeugnis aus grauer Vorzeit. In Erinnerung ist mir auch ein riesiger ausgestopfter Gorilla geblieben, der so lebendig aussah, dass ein kleiner Junge ihn durch seine lustigen Späße zu Reaktionen bewegen wollte. Das Museum machte damals einen etwas angestaubten Eindruck, die Vitrinen waren alt und wirkten edel. Die Ausstellungsstücke ließen mich an die großen Expeditionen der Entdeckerzeit denken. Es waren nicht viele Besucher im Museum unterwegs, aber immer wieder huschten Männer in Arbeitskitteln durch die Flure. Hier wurde offensichtlich nicht nur ausgestellt, hier wurde auch geforscht. Ein wenig fühlte ich mich wie einer von ihnen. Auch ich war als junger Forscher unterwegs.

Ein Grund für meine Träumereien war vielleicht das Charisma unseres damaligen Biologielehrers. Die ganze Klasse war begeistert von seinem Unterricht, mit all den Schautafeln, Skeletten und Präparaten. Durch ihn

fühlte ich mich angezogen von der Welt der Wissenschaft.

Auf der anderen Seite gab es meinen alten Katecheten. Schon mit fünf Jahren hatte ich die größeren Kinder zur Christenlehre begleitet und seinen Geschichten gelauscht. Er konnte wunderbar erzählen und ich war ein aufmerksamer Zuhörer. Ich mochte ihn und seine Bibelauslegungen und nahm sehr ernst, was er uns erzählte. Bald aber begann ich mit meinen Rückfragen und wurde immer skeptischer gegenüber seinen Antworten.

Besonders hart wurde mein Vertrauen zu ihm auf die Probe gestellt, als mich der Schulstoff immer mehr an den schlichten Erklärungsmustern dieses frommen alten Mannes zweifeln ließ. Über den Gang der Schöpfungsgeschichte war mit ihm nicht zu diskutieren. Meine Zweifel machten ihn hilflos.

Da war auf der einen Seite mein Biologielehrer, gebildet und kirch fern, und da war andererseits mein Katechet mit einer schlichten, wortgetreuen, unhinterfragbaren Frömmigkeit, die keinem wissenschaftlichen Zweifel zugänglich war. Immer stärker spürte ich einen Entscheidungsdruck. So wohl ich mich in der Gemeinde auch fühlte, so fremd wurde mir das Weltbild, das ich mit dem christlichen Glauben verband. Nur der antikirchliche Druck, den die Schule machte, hielt mich in der Gemeinde. Die intellektuelle Entfremdung ging weiter. Die Aussage des französischen Naturforschers Laplace, dass der Gottesglaube nicht mehr sei

als „eine Prothese für Gehbehinderte“, kannte ich damals noch nicht, aber sie hätte mir vermutlich aus dem Herzen gesprochen.

Zum Glück hatte ich dann einen hervorragenden Konfirmandenunterricht und endlich bekam ich Antworten auf all die Fragen, die mir so lange schon auf der Seele lagen und die mich aus dem Korsett eines wörtlichen Bibelverständnisses befreiten. Es war also gar nicht nötig, daran zu glauben, dass die Welt in 7 mal 24 Stunden geschaffen wurde. Und selbst die Erkenntnisse von Darwin stürzten meinen Pfarrer in keine Glaubenskrise, für ihn war auch die Evolution ein Teil von Gottes guter Schöpfung. Endlich rückten die Welt der Wissenschaft und die Welt des Glaubens wieder zusammen.

Viel später las ich ein Bekenntnis von Werner Heisenberg, dem großen Physiker: „Der erste Trunk aus dem Becher der Naturwissenschaft macht atheistisch, aber auf dem Grund wartet Gott.“ Nicht, dass ich mich auf dem Grund der Naturwissenschaft auskennen würde, aber ich habe begriffen, dass Glaube und Wissen kein Gegensatz sind, bestenfalls sind sie eine wechselseitige Herausforderung – zum gegenseitigen Nutzen!

Völkerkundemuseum

Meine erste Weltreise habe ich nicht mit dem Flugzeug angetreten, sondern mit der U-Bahn. Mit dem öffentlichen Nahverkehr bin ich nach Berlin-Dahlem gefahren und habe das Museum für Völkerkunde besucht. Und noch heute mache ich gelegentlich Ausflüge in diese faszinierende Zauberwelt zwischen Freier Universität und Botanischem Garten. Auf ein paar tausend Quadratmetern bekommt man die bunte Völkerwelt unseres Planeten präsentiert. Indianerfedern und Häuptlingsstühle, Blasrohre und Giftpfeile, Zaubertrommeln und Amulette. Kinder können auf den Nachbauten von Südseebooten spielen oder sich in den Stammesbehaltungen von Naturvölkern um ein an-

gedeutetes Lagerfeuer versammeln. Musikinstrumente laden dazu ein, ganz ungewohnte Lautfolgen zu erzeugen und sich so auch klanglich in die Ferne aufzumachen.

Als Pfarrer bin ich daran erinnert, welch wichtige Rolle die Missionare für die Ethnologie spielten. Sie vor allem waren es, die kultische Gegenstände sammelten und über ihren Gebrauch zu berichten wussten. Sie machten Aufzeichnungen über die Sitten und Gebräuche ferner Völker. Von ihnen stammen die Wörterbücher und Grammatiken, um auch die schriftlosen Sprachen verstehen zu lernen. Ich kann mich noch daran erinnern, wie ich am Anfang meines Theologiestudiums dazu neigte, Infor-

missionieren begann. Dabei zeigte sich, dass die Afrikaner jeglichen Missionsbemühungen skeptisch gegenüber standen und ganz pragmatisch nach dem Nutzen der jeweiligen Religion fragten. Wer an dieser Stelle mit theologischen Feinheiten kam, hatte schon verloren. Das hatte ein christlicher Missionar offenbar begriffen und begann seine Mission nicht mit der Bibel, sondern mit dem Import von Schweinen. Er gewöhnte die Afrikaner an leckere Gerichte aus Schwei-

nur Klischees. Und dann romantisieren viele den Buddhismus, dämonisieren den Islam und ignorieren die Naturreligionen.

Wer durch die ethnologischen Sammlungen in Dahlem streift, weitet seinen Blick und kann sich von Klischees befreien. Um so mehr, wenn man mit Menschen spricht, die sich in diesen fernen Kulturen auskennen.

Dort hörte ich eine Geschichte aus der Mission im Süden Afrikas: Nachdem es schon zwischen den einzelnen christlichen Kirchen eine manchmal lächerlich anmutende Konkurrenz um die Seelen der Eingeborenen gab, verschärfte sich der Kampf in Regionen, in denen auch der Islam zu

nefleisch und lehrte sie die Zucht des Borstenviehs. Stolz verkündete er seinen Missionserfolg: Nun werden es die muslimischen Missionare schwer haben, die inzwischen passionierten Schweinesser zum Islam zu bekehren. Neben der Kuriosität dieser Geschichte offenbart sie etwas Grundsätzliches: Religionsgeschichte ist immer auch Kulturgeschichte. Die Wahrheitsfrage ist immer mit Interessen verknüpft und von diesen nicht zu trennen.

So sehr ich meine Religion liebe, so unverzichtbar die Geschichten und Rituale des Christentums für mich sind, im Völkerkundemuseum erkenne ich auch etwas von der Schönheit anderer Religionen. Und ich bekom-



Steinfigur aus Hawaii, 1887. Ethnologisches Museum, Berlin-Dahlem



Hochseetüchtiges Schiff aus Luf, um 1890. Ethnologisches Museum, Berlin-Dahlem

mationen über fremde Religionen und Kulturen in ein „schon“ und „noch nicht“ Raster einzuordnen. Ist „schon“ etwas von der Liebesreligion Jesu zu spüren oder sind sie „noch“ dem gnadenlosen Gesetz der Natur verhaftet, nach dem der Stärkere siegt? Doch diese Messlatte hat sich als untauglich erwiesen. Damit waren weder die fremden noch die eigenen Gebräuche wirklich zu erfassen. Aus einem zu engen Blickwinkel auf die Religionen und Kulturen entstehen

missionieren begann. Dabei zeigte sich, dass die Afrikaner jeglichen Missionsbemühungen skeptisch gegenüber standen und ganz pragmatisch nach dem Nutzen der jeweiligen Religion fragten. Wer an dieser Stelle mit theologischen Feinheiten kam, hatte schon verloren. Das hatte ein christlicher Missionar offenbar begriffen und begann seine Mission nicht mit der Bibel, sondern mit dem Import von Schweinen. Er gewöhnte die Afrikaner an leckere Gerichte aus Schwei-

me Informationen, die mich wachamer prüfen lassen, was hinter dem Verhalten und den religiösen Werten der Menschen steckt: ob eine tiefe spirituelle Erfahrung oder Angst, Manipulation und Machthunger. Ich entdeckte Parallelen und Unterschiede. Je tiefer ich in die Welt der anderen eintauche, umso zurückhaltender bin ich mit meinen Wertungen, vor allem aber mit meinen Abwertungen.

Gemäldegalerie

Kreuzberger Konfirmanden für die Bibel zu begeistern, ist kein leichtes Unterfangen. Die einen lesen in der Freizeit gar nicht und die anderen finden, dass es spannendere Lektüre gibt als ausgerechnet die Bibel.

Gern gehe ich mit meinen Konfirmanden in die Berliner Gemäldegalerie am Kulturforum und lasse sie zunächst eine Weile allein durch die Räume streifen. Selbst die kirchenfern aufgewachsenen Jugendlichen begreifen bald, dass sich die Mehrzahl der Bilder mit biblischen Themen befasst, und wenn sie die Bilder erst einmal anschauen, fragen sie nach den Geschichten, die da zu sehen sind.

Ein Konfirmand hat sich den Spaß gemacht und alle Weihnachtsbilder gezählt. An das Ergebnis kann ich mich nicht mehr erinnern, aber es kam eine stattliche Anzahl zusammen. Natürlich kam die Frage, warum das eine Thema so oft ausgestellt wird, und schnell fanden die Jugendlichen selbst eine Antwort: Es handelt sich zwar immer um die gleiche Ge-



Lodovico Mazzolino, 1504 - ca. 1528/30
„Der zwölfjährige Jesus im Tempel“,
Gemäldegalerie Berlin

schichte, aber es sind ganz unterschiedliche Darstellungen und Deutungen zu entdecken. Mal erinnert der Stall zu Bethlehem an einen Palast, dann wieder an eine zugige Felsgrotte; mal ist Maria wie eine Königin



Gemäldegalerie am Kulturforum, Berlin

gekleidet, dann schaut sie aus wie eine Bettlerin; mal tauchen die Engel alles in gleißendes Licht, dann wieder bleibt die Szene dunkel und wird nur durch ein winziges Licht erhellt, das fast zu verlöschen droht. Wir tauschen uns über unsere Beobachtungen aus. Was wollen die verschiedenen Maler mit ihren unterschiedlichen Akzentsetzungen wohl sagen, und mit welcher Botschaft kann ich ganz persönlich etwas anfangen? In der Gemäldegalerie verliert die Bibel allen Staub. Und wenn so eine Gruppe junger Leute erst einmal in Fahrt ist, dann kann ich leicht ins Schwitzen kommen bei der Beantwortung all ihrer Fragen.

Einige von meinen Jugendlichen bleiben vor einem Bild von Lodovico Mazzolino stehen. Es heißt: „Der zwölfjährige Jesus im Tempel“. Das ist in etwa das Alter der Konfirmanden. Man sieht den Jesusknaben im Tempel zu Jerusalem auf einem Sessel thronen. Zu seinen Füßen sitzen die Schriftgelehrten und diskutieren mit ihm.

Eine Kunsthistorikerin ist gerade dabei, einer Besuchergruppe das Bild zu erklären. Auf den Wänden des Tempels sind Bibelsprüche in hebräischer Sprache zu erkennen und werden von ihr übersetzt. Die Bibelseiten, die die Schriftgelehrten in ihren

Händen halten, kann man dagegen nicht übersetzen. Die hebräischen Buchstaben auf diesen Seiten sind einfach nur wirr zusammengestellt, ohne einen Sinn zu ergeben. Als erfahrene Restauratorin spekuliert die Wissenschaftlerin darüber, dass die Wandfriese im oberen Teil des Bildes vor der Instandsetzung noch so gut erhalten waren, so dass der Restaurator den Text erkennen konnte. Die Bibeltexte am unteren Bildrand dagegen könnten möglicherweise durch Feuchtigkeitsschäden nicht mehr zu entziffern gewesen sein. Und so ist es vielleicht zu diesem Kauderwelsch gekommen. Ich mische mich als Theologe an dieser Stelle mit einer anderen Vermutung ein und stelle die Hypothese auf, dass sich in dem Bild eine Polemik gegen die Schriftgelehrten verbirgt. Die Schriftgelehrten lesen zwar in der Bibel, aber sie können nichts von ihrem Sinn begreifen, weil ihnen der klare Blick und die göttliche Weisheit Jesu fehlt. Ein Mädchen, das durch so manchen Fantasyroman geschult ist, schlägt vor, das Gemälde doch einfach röntgen zu lassen. Dann würde man schon herausbekommen, ob der jetzige Zustand nun die Sicht des Malers oder nur die des Restaurators zeige.

Doch das alles erwies sich bei der Auswertung unseres Museumsbesu-



ches als gar nicht so wichtig. Entscheidend war, dass sich fast alle an dem Detektivspiel beteiligt hatten, und bei dem ging es vor allem darum, der ganz eigenen Wahrheit auf die Spur zu kommen, die hinter der Oberfläche der Bilder versteckt ist.

Mauermuseum

Der erste Museumsbesuch nach meiner Ausreise in den Westen galt dem Mauermuseum im Haus am Checkpoint Charlie. Damals konnte man aus den Fenstern noch direkt auf den Grenzübergang und den Todesstreifen zwischen den Grenzbefestigungen schauen. Fasziniert war ich beim Rundgang durch die Ausstellungsräume vor allem von der technischen Raffinesse, mit der Menschen sich ihren Weg in die Freiheit gebahnt hatten. Durch die Luft und durch das Wasser, über Zäune und Mauern, selbst unter der Erde haben sie sich durchgewühlt, um dem Eingesperrierten zu entfliehen. Beeindruckt war ich aber auch von der Risikobereitschaft, die der Freiheitswille hervorzubringen vermag. Doch das Museum zeigt nicht nur die Siegeregeschichten. Auch vom Scheitern wird erzählt. Auch der Opfer wird gedacht. Es war ein merkwürdiges Gefühl, von hier in den Osten zu blicken. Meine Sachbearbeiterin in Ostberlin hatte mich klassenkämpferisch verabschiedet: „Bis zu Ihrem Rentenalter wollen wir Sie hier nicht mehr sehen!“ Dann bekam ich die Ausreisepapiere in die Hand gedrückt. Dass

ich ihr zehn Jahre später im „Kaufhaus des Westens“ wieder begegnen würde, wäre uns beiden nicht in den Sinn gekommen.

Den biblischen Bezug zu meiner Sehnsucht nach Freiheit fand ich in der Geschichte des Auszugs der Israeliten aus der Sklaverei Ägyptens. Schon in der Konfirmandenzeit habe ich die Flucht durch das Rote Meer als Allegorie auf meine eigenen Sehnsüchte gelesen. Hätte ich meinen Konfirmationsspruch damals selbst auswählen dürfen, ich hätte wohl einen Vers aus dem 18. Psalm genommen: „Denn mit dir kann ich Kriegsvolk zerschlagen und mit meinem Gott über Mauern springen.“ (Psalm 18,30) Zwei meiner Grundanliegen

dem es in Martin Luthers Kleinem Katechismus einfach nur heißt: „Ich bin der Herr, dein Gott. Du sollst nicht andere Götter haben neben mir.“ Für sich genommen klingt der Satz eifersüchtig. In der hebräischen Bibel hört er sich ganz anders an: „Ich bin der HERR, dein Gott, der ich dich aus Ägyptenland, aus der Knechtschaft, geführt habe. Du sollst keine anderen Götter haben neben mir.“ (Exodus 20,2+3) In Verbindung mit der Erzählung vom Auszug aus der Sklaverei bekommt das Erste Gebot eine andere Bedeutung. Dort sorgt Gott sich nicht um seinen Alleinvertretungsanspruch, sondern er sorgt sich um uns. Wir sollen uns am Gott des Exodus orientieren, damit



sind in diesem Bibelwort zusammengefasst, mein Pazifismus und mein Freiheitsdrang. Zwei Haltungen, die mich schon früh in Konflikt mit dem sozialistischen Herrschaftssystem in der DDR brachten.

Kirche und Gottesglaube habe ich in meiner Jugend als eine Kraft erlebt, die befreit. Und die Geschichte des Exodus der Israeliten aus der Sklaverei gehört für mich zu den wichtigsten Passagen der Bibel. Sie ist der Schlüssel zu mancher Bibelstelle, die mir sonst verschlossen bliebe. Da ist zum Beispiel das Erste Gebot, von

wir uns nicht von Götzen abhängig machen. Die nämlich würden uns zurückwerfen in die Sklaverei.

Für viele, die heute in das Mauermuseum gehen, ist das nur ein Ausflug in längst vergangene Zeiten. Für mich bleibt seine Botschaft so aktuell wie die Geschichte des Exodus. Die Mahnung des Ersten Gebotes, sich nicht in irgendeine Knechtschaft zu begeben und darin einzurichten, droht immer wieder in Vergessenheit zu geraten. Auch in der Demokratie des Westens steht man in der Gefahr, sich Götzen zu unterwerfen, statt

dem befreienden Gott auf der Spur zu bleiben. Vor allem aber droht unser Volk nach dem Fall der innerdeutschen Mauer zu vergessen, dass an anderen Orten ständig neue Mauern aufgerichtet werden, welche die Freiheitsrechte beschränken und Menschen ausgrenzen. Diesen bedrohlichen Entwicklungen sollte man einen Anbau widmen, damit das zentrale Anliegen des Mauermuseums mit den Jahren nicht unter dem Staub der Geschichte begraben wird.

Mitmachmuseum

Mit der Museumsleidenschaft haben wir es in unserer Familie wohl ein wenig übertrieben. Als unsere Tochter zehn, elf Jahre alt war, mussten wir feststellen, dass sie eine Museumsallergie entwickelt hatte. Doch es gab eine Ausnahme: Das Berliner „MACHmit! Museum für Kinder“. Dorthin konnten wir sie und ihre Freundinnen auch dann noch locken, wenn kein anderes Angebot mehr zog. Allerdings kam der Einwand: „Ein richtiges Museum ist das doch gar nicht.“ Für Kinder ist der Begriff „Museum“ mit viel Stehen und Gucken und Lesen und Erklärbekommen verbunden. Und das gibt es im MACHmit! Museum nicht.

Dort gibt es Tobe- und Bastel-ecken, eine Kinoleinwand mit wechselnden Programmen und einen netten Kaffeebereich, wo man die Eltern abgeben kann. Wer Lust hat, kann in die Buchdruckerwerkstatt gehen und sich in diesem alten Handwerk unterrichten lassen. Ein paar Ausstellungsbereiche gibt es natürlich auch in diesem ganz besonderen Museum, aber zu den Ausstellungsmachern gehören immer auch Kinder und die achten streng darauf, dass es wenig Text und viel Mitmachelemente gibt.

Doch das ist nicht das einzig Besondere an diesem Museum. Der Ort selbst ist bemerkenswert. Das Mitmachmuseum befindet sich in der ehemaligen Eliaskirche im Berliner Stadtteil Prenzlauer Berg. Viele, die das Museum betreten, bemerken diese Besonderheit gar nicht. Bei der Eli-

askirche handelt es sich um eine typische Berliner Straßenkirche, die sich so unscheinbar in den Straßenzug einfügt, dass man schon sehr weit nach oben schauen muss, um den Glockenturm zu entdecken. Der Eingangsbereich verwehrt durch eine eingezogene Zwischendecke einen vollständigen Raumeindruck, so dass man sich auch an eine ehemalige Schule oder ein umgewidmetes Verwaltungsgebäude erinnern fühlen könnte. Erst im ehemaligen Altarbereich bekommt man einen Eindruck von den wirklichen Ausmaßen des Gebäudes und von seiner früheren Bestimmung.

Und jetzt fallen auch die Kirchenfenster an der Seite auf und man entdeckt die alte Kirchenorgel und so manch anderes Detail aus alter Zeit.

Für 75 Jahre hat die Evangelische Kirche dieses Gebäude an einen gemeinnützigen Verein verpachtet, der seit 2000 eine vielfältige Kinderarbeit in diesem traditionsreichen Gemäuer betreibt. Immerhin 50.000 kleinere und größere Besucher werden jährlich gezählt, und natürlich nutzen auch die Kinder und Eltern aus der Kirchengemeinde diesen wunderbaren Raum. Nicht selten melden sich alte Menschen bei den Mitarbeitern und verkünden stolz, dass sie hier einmal getauft, konfirmiert oder getraut wurden. Meist sind sie begeistert von der vollen Kirche und freuen sich über das Leben, das nun hier herrscht.

Wenn es Kritik gibt, dann nicht an dem grundsätzlichen Konzept dieser Kirchennutzung. Das hat sich bewährt und hat sein Publikum gefunden. Menschen, die mit den kirchlichen Traditionen und Geschichten aufgewachsen sind, wollen absolut nichts wegnehmen von diesem Konzept. Bei manch einem regt sich aber der Wunsch, etwas hinzuzufügen von den reichen Schätzen, die bisher

wenig genutzt werden: Zur Zeit läuft zum Beispiel eine Ausstellung mit dem Titel „Schlafen und Träumen“ und zeigt wunderschöne Installationen zur Schlafkultur in verschiedenen Regionen und Kulturen. Sie ermuntert zur Selbstwahrnehmung und regt zu Gesprächen an. Die reiche Tradition der Religionen im Umgang mit Traumbildern kommt allerdings fast gar nicht vor. Auch wenn in den nächsten Monaten wieder



eine Osterausstellung eröffnet wird, dann dreht sich alles nur um's Ei, obwohl man mit einer Besinnung auf das christliche Osterfest auch da noch etwas tiefer schürfen könnte.

Allerdings hätte unsere Tochter jetzt womöglich eingewandt, dass man auf der Hut sein muss, damit am Ende nicht doch ein Museum daraus wird. Denn, wie gesagt, Museen können ihr gestohlen bleiben!

Bau-denk-mal



Olympiastadion

Auf die Kapelle im Olympiastadion war ich gespannt. Sportplatz und Kirche sind für mich eigentlich immer zwei grundverschiedene Welten, die nicht viel miteinander zu tun haben. Die drängelnden Massen aus der Sportarena kann ich schwer mit der besinnlichen Stille eines Andachtsraumes



Kapelle im Olympiastadion

zusammenbringen. Welchen Zweck soll eine Kapelle im Olympiastadion haben, so fragte ich mich, und so fragte ich einen Pfarrer, der für diesen Ort zuständig ist. Er lud mich zu einer Trauung in die Kapelle des Olympiastadions ein. Eva-Maria und Nico wollten sich an einem schönen Junisonntag im Olympiastadion das Ja-Wort geben und damit besiegeln, was an diesem Ort begonnen hatte. Dort nämlich, vor dem Block D, haben die Zwei sich in einer Warteschlange kennen gelernt.

Ich war etwas vor der Zeit da und so hatte ich Muße, mich noch ein wenig umzusehen. Im Gästebuch der Kapelle fand ich die Danksagung einer Taufgesellschaft und erkannte in den Eltern ein Paar, das ich vor ein paar Jahren selbst getraut hatte. Ich erinnerte mich, dass die beiden eingeschworene Herthafans waren. Neben den Sportfans, die im Olympiastadion tatsächlich so etwas wie „ihre Gemeinde“ gefunden haben, wird die Kapelle vor allem durch die aktiven Sportler genutzt. Viele von ihnen kommen hierher, um den Stress zu bewältigen, den der Leistungssport mit sich bringt. Sieg und Niederlage entscheiden für sie über Wohlstand oder Abstieg, über Ansehen oder Bedeutungslosigkeit. Um mit beidem umgehen zu können, braucht die



Hochzeit im Olympiastadion

Seele ein festes Fundament. Dabei kann der Erfolg für einen Menschen eine genauso große Gefahr sein wie der Misserfolg.

Rot wie die Farbe des Herzens liegt die Kapelle ganz im Zentrum der Sportanlage. Auf dem Weg von den Umkleieräumen zur Sportarena passieren die Athleten diesen Raum. Golden leuchten die Wände im Inneren durch die offene Tür. Sie symbolisieren aber nicht den Glanz der Siegestrophäen, sie dienen vielmehr als Schreibgrund für viele verschiedene Bibelverse in allen Welt Sprachen. In Gold leuchtet auch ein Bibelspruch an der Außenwand der Kapelle. Er soll wohl als Motto für diesen Andachtsraum verstanden werden: „Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele.“

Ja, dazu könnte die Kapelle im Olympiastadion dienen: Sie könnte Athleten und Besucher daran erinnern, dass die Gesundheit der Seele wichtiger ist als alle sportlichen Erfolge und Niederlagen.

Kapelle der Versöhnung im Mauerstreifen

Anfang der achtziger Jahre lernte ich in Berlin-Kreuzberg einen Ornithologen kennen, der über die Vogelwelt im Mauerstreifen forschte. Er war be-

geistert von der Artenvielfalt, die dieser geschützte Naturraum in nur zwanzig Jahren ermöglicht hatte. Für ihn war der Mauerstreifen ein Vogelparadies.

Für viele andere war er ein Ort des Schreckens. Auch für mich. Seit meiner Kindheit in der DDR hatte ich den Wunsch, die Mauer zu überwinden. Ich erinnere mich, wie ich als 13-Jähriger an der Mauer entlangspazierte und von einem Volkspolizisten angeherrscht wurde, schleunigst aus dem Grenzgebiet zu verschwinden. Er hatte meinen sehnsüchtigen Blick wohl verstanden.

So kommt es manchmal vor, dass die Hölle der einen für andere ein bestaunenswertes Paradies ist. Mir selbst ging es ja auch schon so: Zweimal hatte ich die Möglichkeit, nach Burma zu reisen. Beim ersten Mal war ich mit meiner ganzen Reisegruppe wie betäubt von der Schönheit dieses fernöstlichen Landes. Wir waren in Pagoden und Klöstern, haben die Ruinenstadt Pagan besucht und sind bei den Fischern am Inlelake eingekehrt. Wir haben uns auf touristischen Pfaden bewegt und wurden dabei fast unmerklich an der Leine der Staatspolizei durch das Land geschleust. Bei meiner zweiten Reise bin ich in Rangoon, der Hauptstadt Burmas, geblieben und habe mir Zeit



Versöhnungskapelle an der Bernauer Straße



Säulenhalle im Krematorium Treptow

genommen, mit den Menschen auf den Märkten, in den Klöstern, im Hotel und auf der Straße zu reden. Nach und nach bekam ich einen Eindruck von der umfassenden Unterdrückung der Menschenrechte und von der Korruption, mit der sich die Militärjunta ihre Privilegien sichert.

Was auf die einen wie ein Paradies wirkt, kann für andere die Hölle sein. Daran musste ich denken, als ich in der Versöhnungskapelle auf dem ehemaligen Mauerstreifen stand. Die Mauer ist weg, doch die Unterdrückung von Menschenrechten ist damit noch nicht aus der Welt. Und noch immer ist es sehr verlockend, über das Unrecht hinwegzuschauen. Ich habe eine Kerze für die Menschen in Burma angezündet und habe mich ihnen dabei nahe gefühlt. Ich denke, dass diese Kapelle an der Bernauer Straße mehr sein kann als nur ein Ort der Erinnerung. Sie kann ein Aussichtspunkt sein, von dem aus man mit den Erfahrungen eigener Unterdrückung solidarisch auf das Unrecht in der Welt reagiert.

Krematorium

Man nähert sich dem Krematorium in Berlin-Treptow, als ginge man auf ein Museum zu. Ein breiter Weg mit Kieselsteinen, Tore so groß, dass man gar nicht glauben kann, dass einer allein sie öff-

nen könnte. Dann betritt man eine Halle – so riesig, als wäre sie für eine andere Spezies entworfen. Man ist sehr klein, wenn man dort steht. Und das soll wohl auch die Botschaft sein, mit der uns der Architekt Axel Schulte einlädt, diesen Ort des Totengedenkens zu betrachten: Sehr klein ist der Mensch im Angesicht des Todes, verschwindend klein.

Doch das ist nicht die einzige Botschaft dieses Ortes. In der Mitte der



Kapelle im Krematorium Treptow

riesigen Halle befindet sich eine stille Wasserfläche. Sie ist gar nicht groß und doch wirkt sie wie ein Ozean angesichts einer Halle, die in ihren Dimensionen die Unendlichkeit andeutet. Und über dieser Wasserfläche schwebt ein Ei, als Zeichen des Lebens. Ein winziger Kontrapunkt in einer ansonsten zeit- aber auch leblosen Architektur.

Weit wirkt die Halle auch deshalb, weil viel Licht durch die Dachkon-

struktion fällt. Die riesigen Säulen scheinen nicht die Decke zu tragen, sondern sich in den Himmel zu verlängern. Jede Säule endet in einer Lichtkuppel und öffnet den Raum.

Von dieser zentralen Halle geht man in die Trauerräume. Dort nimmt man Abschied von seinen Toten. Die Wände sind überall durchbrochen. Man schaut hinaus in die Natur und ist doch kein Teil von ihr. Mit dem Eintritt in dieses Krematorium hat man sich herausbegeben aus den Lebenszusammenhängen dieser Welt. Man begibt sich in ein Reich von anderer Dimension und mit anderen Regeln. In diesem Bau wird der Tod nicht domestiziert oder gar verkitscht. Er bleibt fremd und bedrohlich.

Ich schwanke zwischen dem Gefühl der Ruhe und dem des Verlorenseins. Als Pfarrer komme ich häufig in dieses Krematorium, um Menschen auf ihrem letzten Weg zu begleiten. Und ich habe festgestellt, dass dieser Ort eine ganz eigentümliche Kraft besitzt: Er verstärkt mein Empfinden. Bin ich in meinem Herzen gelassen, so kann ich getröstet gehen, befinde ich mich jedoch nicht im Einklang mit mir, so werde ich verstört von dannen ziehen.

Immer wieder merke ich, dass ich mit diesem Ort nicht fertig werden



kann, er beschäftigt mich. Er bringt eine uralte biblische Weisheit zum Ausdruck: Herr, lehre mich bedenken, dass ich sterben muss, auf dass ich klug werde!

Badeschiff

Am Anfang der Bibel wird von der Arche erzählt. Noah baute sie, um alle Lebewesen vor der Sintflut zu retten. Die Arche, von der ich heute erzählen möchte, ist diesem Grundmodell gar nicht unähnlich. Auch sie schützt die Menschen vor einer aus den Fugen geratenen Welt. Diese Arche ist etwa 10 Meter breit und vielleicht 25 Meter lang und schwimmt in der Spree. Sie ist allerdings nicht dazu da, um uns trocken zu halten. In ihr kann man vielmehr baden. Schutz vor dem Wasser aber soll auch dieses Schiff bieten, Schutz vor dem schmutzigen Wasser der Spree.

In den achtziger Jahren erzählten mir die Senioren meiner Kreuzberger Gemeinde in Berlin noch voller Stolz, wie sie im Studentenbad am Landwehrkanal schwimmen lernten und dass die Wasserqualität „1-A“ war. Doch diese Seniorengeneration lebt mittlerweile nicht mehr. Wer heute Wassersport treiben will, weiß, dass man besser auf der Spree als in der Spree schwimmt. Auch wenn sich die Wasserqualität mit der Pleitewelle vieler Betriebe nach der Wende etwas verbessert hat, lädt das Spreewasser noch lange nicht zum Baden ein.

So empfinde ich die Idee, ein Badeschiff in die Spree zu setzen, wie

eine Neuauflage des Archeprojekts. Eine in Unordnung geratene Schöpfung braucht Schutzräume zum Überleben. Das Badeschiff ist so ein Schutzraum. Für Tausende von Berlinerinnen und Berliner ist es ein kleines Paradies im Herzen der Großstadt.

Dieses Boot ist aber auch die bittere Erinnerung daran, dass wir solche Schutzräume brauchen, weil wir die Schöpfung malträtiert und unsere natürlichen Lebensräume zerstören. Wir können uns zwar Badeschiffe, Tierparks und Botanische Gärten schaffen und uns die Balkone begrünen. Wir können uns kleine Fluchtburgen schaffen, in denen wir uns über die Zerstörung der Flüsse und Seen, der Regenwälder und Savannen hinwegrösten. Doch ich vermute, dass das unseren Kindern und Enkeln nicht reichen wird. Sie wollen irgendwann aus der Arche aussteigen und ausschweifen in eine zu neuem Leben erwachte Natur.

Ich hoffe, dass das Badeschiff in der Spree nicht als Ersatz für eine zerstörte Umwelt gedacht ist, sondern wie die Arche Noah als eine Zwischenstation für die Zeit der Bedrohung, die nicht endlos dauern wird.

Honeckerbunker

Der Regierungsbunker der ehemaligen DDR unter dem märkischen Sand ist eine Welt für sich, nicht mehr ganz funktionstüchtig zwar, in ihrer Grundidee aber noch gut erkennbar. Dort findet sich alles, was der

Mensch zum Leben braucht: Essen, Trinken, Kleidung, Schlafräume und Luft zum Atmen – für alles ist gesorgt und jede Lebensfunktion durch ein enormes Ersatzteillager mehrfach abgesichert. Das erzählt uns der junge Mann, der als ausgebildeter Bunkerführer durch die atombombensicheren Räume führt. Die Anlage ist nur wenige Autominuten von Wandlitz entfernt und sollte das Politbüro im Falle eines Atomkrieges vor der Vernichtung schützen.

Mich hat dieser Bunker an eine makabre Verfälschung des „Garten Eden“ erinnert. Für alles ist gesorgt. Hier hat man alle äußere Sicherheit und doch ist es kaum auszuhalten. Wir erfahren, dass allen Insassen un-



ter der Erde die Waffen abgenommen werden sollten. Weder der Staatsratsvorsitzende noch das Wachpersonal sollten bewaffnet sein. Man fürchtete den Bunkerkoller. In dieser hermetisch abgeschlossenen Welt hätte jeder zur Gefahr für den anderen werden können. Jeder hätte durchdrehen können mit unabsehbaren Folgen für das Ganze. Beeindruckt haben mich die technischen Details der Anlage. Tonnenschwere Aufhängungen sollten die frei schwingenden Räume vor den enormen Druckkräften einer Atombombenexplosion schützen.



Oberbaumbrücke in Kreuzberg

Luft- und Wasserspeicher sollten die Anlage für zwei Wochen von der Außenwelt unabhängig machen. Danach, so hatte man errechnet, müsste die Erde in Schutzkleidung wieder betretbar sein.

Ein wenig mögen sich die Planer dieser Anlage wie Gott gefühlt haben. Sie haben an alles gedacht. „Jeder Planungsfehler hätte die Anlage in einen riesigen Betonsarg verwandelt.“, erklärt unser Bunkerspezialist. Über Erich Honecker erzählt er uns, dass der die Anlage nur etwa zwanzig Minuten besucht habe, dann wollte er zurück ans Tageslicht.

Im letzten Herbst wurden die Eingänge des Bunkers mit einer meterdicken Betonschicht versiegelt. Jetzt kann man sich auf den Bunkerberg setzen und darüber meditieren, welch ein Geschenk Gott uns damit gemacht hat, dass wir eben nicht Gott sein müssen. Hier begreift man: Unter unserer alleinigen Regie entstünde kein Garten Eden, sondern die Hölle.

Oberbaumbrücke

An der Oberbaumbrücke im Zentrum Berlins erlebte ich, wie sich am 9. November 1989 die Mauer öffnete und wie das vorher so verwaiste Bauwerk von tausenden Menschen überannt wurde. Auf der Oberbaumbrü-

cke trafen wir uns in der Sylvesternacht 1989 mit Freunden aus Ostberlin und wagten kaum zu hoffen, dass diese Brücke bald schon wieder ganz geöffnet sein könnte.

Inzwischen steht die Oberbaumbrücke für Urbanität: Unten verläuft eine vierspurige Straße, auf einer Hochbahntrasse verkehrt die legendäre U-Bahnlinie 1, die im Grips-Theater-Stück „Linie 1“ den ganzen Charme und die ganze Misere Berlins verkörpert. Doch nicht nur für die große Begegnung zwischen Ost und West steht die Oberbaumbrücke. Ihre Lage macht sie zu einer Schnittstelle mitten in Berlin. Hier kreuzen sich Nord und Süd, Ost und West. Es ist nur noch schwer vorstellbar, dass diese Hauptverkehrsader fast drei Jahrzehnte verschlossen war. Die Nordseite der Brücke trifft auf den Stadtbezirk Friedrichshain und gehörte zum Ostteil der Stadt, die Südseite trifft auf Kreuzberg und gehörte damit in den Amerikanischen Sektor der geteilten Stadt. Die Westberliner konnten an der Spree entlangspazieren und hatten einen unverstellten Ausblick auf das eindrucksvolle Bauwerk. Ins Wasser fallen durfte allerdings niemand, denn die Spree gehörte in ihrer ganzen Breite zum russischen Sektor und selbst bei Unfällen ließen die Grenzsoldaten eher ein Kind er-

trinken, als dass sie Rettungsaktionen vom Westufer duldeten. Heute schaut man von der Oberbaumbrücke hinüber auf die riesige neue O₂-Arena und blickt dabei über die lebendige, Jahrzehnte alte Alternativkultur im Mauerstreifen, die sich durchaus bedroht fühlt durch den großen Kommerz.

Bei der Wiedereröffnung der Oberbaumbrücke sinnierte ich mit einem befreundeten Bauingenieur über den lateinische Begriff Pontifex, Brückenbauer, der das lateinische Wort für Brücke beinhaltet. Pontifex kann sowohl einen Baumeister wie auch einen Priester bezeichnen. Ich sagte zu dem Ingenieur: „Vielleicht gibt es ja sogar eine Schnittmenge zwischen dir, dem Techniker, und mir, dem Theologen. Beide arbeiten wir daran, dass Menschen einander begegnen können.“

Nirgendwo spüre ich so deutlich wie auf der Oberbaumbrücke, dass Begegnung eine konstruktive Angelegenheit ist: Sie muss gewissermaßen verkehrstechnisch funktionieren, man muss zusammenkommen können. Begegnung ist aber auch eine Angelegenheit des Herzens, die nur gelingen kann, wenn man bereit ist, auch in neue Wege zurückzulegen.

Eine lebendige Markthalle für uns und unsere Kinder

Florian Niedermeier gehört zu einer Gruppe junger Unternehmer, die die zum Verkauf stehende Eisenbahnmarkthalle wiederbeleben will. Für paternoster erläutert er ihr Konzept.

Es sind die öffentlichen Orte, an denen der Charakter eines Stadtviertels zum Ausdruck kommt und die die Wahrnehmung entscheidend prägen. Wenn nun ein solcher öffentlicher Ort verkauft werden soll, dann stellt sich natürlich auch die Frage, was bedeutet dies für den Charakter und die Entwicklung der unmittelbaren und auch weiteren Nachbarschaft. Gleich hier neben dem Lausitzer Platz steht die Eisenbahnmarkthalle, ein ehemals zentraler Ort des öffentlichen Lebens, zum Verkauf.

Wir, eine Gruppe junger Unternehmer, haben uns frühzeitig in diesen Prozess eingeschaltet, weil wir der Überzeugung sind, dass es trotz einer allgemeinen Tendenz weg vom kleinen Unternehmer und Händler hin zu immer größeren Konzentrationen im Handel eine Chance gibt für einen lebendigen Markt, der einem so bunten und lebendigen Viertel wie Kreuzberg mehr entspricht als noch ein Supermarkt mehr. Wir glauben an einen Markt der einfachen aber guten regionalen und saisonalen Lebensmittel und der ausgesuchten internationalen Spezialitäten.

Im Verlauf des bisherigen Prozesses wird bereits sehr deutlich, dass diese Halle Sehnsüchten, Wünschen, Hoffnungen und auch Erinnerungen verbunden ist. Viele dieser Projektionen beziehen sich verständlicherweise auf die Vergangenheit. Der Verfasser, als Teil der Interessengruppe, aber gerade auch als Anwohner des Viertels und als Vater eines gerade fünfmonatigen Sohnes, wünscht sich wie die meisten der anderen Stimmen auch eine lebendige Markthalle, die ein Zentrum des sozialen Lebens im Kiez bildet und die mit ihrer bunten Vielfalt Bewohner und Besucher gleichermaßen anspricht.

Wir wünschen uns einen Ort, der alle Sinne gleichermaßen anspricht und den Wechsel der Jahreszeiten deutlich erlebbar macht. Hier soll der grüne Frühling anders duften als der Sommer mit seinen reifen Früchten, der Herbst mit Wurzeln und Nüssen oder der Winter mit den wärmenden Gewürzen. Man kennt die Markthändler und schlendert neugierig durch die Gassen mit den verschiedensten Lebensmitteln. Die intensive und unmittelbare Erfahrung der essbaren Welt, in der Erdbeerjoghurt aus Erdbeeren und Joghurt gemacht wird und kein reines Laborprodukt ist, ist auch oder vielleicht sogar gerade heute eine wichtige Erfahrung für die Kinder, die hier aufwachsen. Ein wichtiger Baustein einer begreifbaren und sinnlich erfahrbaren Welt. Die Erziehung unserer Kinder zu selbstbewussten und selbstständigen Personen umfasst auch die Erziehung der Sinne. Diesen Teil der Erziehung übernimmt natürlich gerne die Lebensmittelindustrie für uns, allerdings nicht immer mit den gleichen Zielen. Und schon gar nicht in dieser Vielfalt.

Wo lerne ich schneller, besser und vor allem lieber etwas über andere Kulturen als beim Essen? Wo kann man Menschen besser zusammenführen als am gemeinsamen Tisch? Wo sollen sich die Kreuzberger untereinander und die Besucher die Kreuzberger besser kennenlernen als auf einem lebendigen, bunten Marktplatz? Und welcher Ort scheint besser geeignet einen solchen Markt als ständige Einrichtung aufzunehmen, als die trotz aller Eingriffe weitestgehend in ihrer Ursprünglichkeit erhaltene ehemalige Markthalle IX?

Diese 1891 erbaute Halle, ein besonderes Baudenkmal, könnte heute in ihrer eigentlichen Funktion als Markthalle wieder belebt werden. Wir wünschen uns das für Berlin, für Kreuzberg und für uns und unsere Kinder.



Markthalle IX, Innenansicht

paternoster

Die Zeitschrift der Evangelischen Emmaus-Ölberg-Gemeinde
14. Jahrgang Nr. 1

Herausgeber im Sinne des Presserechts ist der Gemeindegemeinderat der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

Redaktion:
Agnes Gaertner, Jörg Machel,
Dörte Rothenburg, Ingo Schulz

Redaktionsanschrift:
Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin

Satz und Layout:
Kristin Huckauf, Jörg Machel

Bildnachweis Titel:
Meister Bertram,
Petri-Altar, 1379/83
Die Erschaffung der Gestirne
Rückseite: G. Seyfried

Druck: Trigger®
(Umweltmanagement gemäß
EG-Öko-Audit-Verordnung)
gedruckt auf Recymago

Adressen und Rufnummern der Emmaus-Ölberg-Gemeinde:

Emmaus-Kirche
Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin
Tel.: 030/ 61 69 31-0, Fax -21
gemeinde@emmaus.de

Öffnungszeiten der Küsterei:
Mo, Do 9-13 Uhr,
Di 9-11 Uhr, Mi 13-17 Uhr,
Fr geschlossen

Ölberg-Kirche
Lausitzer Straße 28/Ecke Paul-
Lincke-Ufer, 10999 Berlin

Emmaus-Ölberg-Kita
Lausitzer Straße 29-30,
10999 Berlin, Tel.: 61 69 32-17

Emmaus-Kirchhof
Hermannstr. 133, 12051 Berlin,
Tel.: 626 24 35 (Di-Do 9-12 Uhr)

Pfarrer Jörg Machel
Lausitzer Straße 30, 10999 Berlin,
Tel.: 61 69 32-15
joerg.machel@emmaus.de

Internet:
<http://www.emmaus.de>

Spendenkonto
Berliner Bank AG
(BLZ 100 200 00),
Konto 47 03 240 501
Verwendungszweck:
KVA Berlin Stadtmitte/
Emmaus/paternoster

Die 1€ Ausgabe des paternoster (11. Jahrgang Nr. 2, 2007) war ein Erfolg. Die hohe Auflage ist unter die Leute gebracht und manch ein Euro hat bei dieser Gelegenheit den Besitzer gewechselt. Deshalb soll auch für die folgenden Ausgaben gelten: Der paternoster liegt kostenlos in der Gemeinde aus. Arme Leute dürfen ihn gern mitnehmen und gegen eine Spende von 1€ weiterreichen. Wir danken im Namen aller Bedürftigen!

Hinweis:

Die namentlich gezeichneten Artikel entsprechen nicht in jedem Fall der Meinung der Redaktion.

Infomail/Infoletter
Entgelt bezahlt



**Mitnahme kostenlos,
Weiterverkauf 1,- Euro**

Aktuelle Termine sind nicht hier abgedruckt,
sondern im „Emmaus-Ölberg-Kalender“,
der monatlich erscheint.
Sie erhalten ihn in der Gemeinde
und über das Internet:
<http://www.emmaus.de>



© Gerhard Seyfried

**Nicht alles Sichtbare ist auch wirklich und
nicht alles Wirkliche ist sichtbar.**

René Magritte